

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

36 (12.2.1921) Die Mußestunde

die Seehunde das Eis hinab und es kommt darauf an, ihren Aufenthalt rasch zu erkunden und sich ungefähr im Zeitraum einer Woche ihrer zu bemächtigen. Im nächsten Frühjahr soll die Seehundsjagd aus den Lüssen als Organisation vollendet sein und beginnen — eine traumige Ausgeburt des modernen Geistesgeistes.

Das größte Motorschiff. Das größte Schiff mit Motorantrieb, das bisher gebaut ist, wurde vor kurzem in Dänemark vom Stapel gelassen. Es ist das Motorschiff *Afrika*, das zum Verkehr zwischen Europa und dem fernen Orient bestimmt ist. Wie im „Prometheus“ mitgeteilt wird, beträgt die Gesamtlänge etwa 154, die Breite etwa 20 Meter, die Gesamttonnage 8597, die Nettotonnage 5408 Register-Tonnen. Das Schiff, das eine Maschinenanlage mit zwei Dieselmotoren besitzt, vermag 700 000 Kubikmeter Getreide und 15 000 Tonnen Dreckschlacke aufzunehmen. Das Schiff, dessen sämtliche Maschinen elektrisch angetrieben werden, ist mit Kühlräumen, Eismaschinen, fünf verschiedenen Speiseküchen, mit laut sprechenden Telefonen, drahtlosen Kraftanlagen und allen sonstigen modernen Einrichtungen ausgestattet. Bei den Versuchsfahrten legte die „*Afrika*“ durchschnittlich 13 1/2 Knoten, also 24 500 Kilometer, zurück.

Ein Nobelpreis, der an den Rechten kam. Die Zuerteilung des literarischen Nobelpreises an Knut Hamsun ist in ganz Skandinavien freudig begrüßt worden. Einerseits schätzt man natürlich die Ehre, zweitens schätzt man Knut Hamsun und drittens hat es Hamsun wirklich bitter nötig. Das Los der norwegischen Schriftsteller ist, so schreibt die sozialistische Zeitung „*Arbeider*“, nicht beneidenswert. Der Schriftsteller, der in Norwegen ohne Sorgen von seiner Feder leben will, muß sehr fleißig sein — die meisten haben nur ihr notdürftiges Brot. Hamsun war, trotz den vielen Auflagen seiner Werke, kein reicher Mann. Viele Jahre hindurch hat er es schwer genug gehabt. Zeugnis hiervon legt ein Brief an einen Freund ab, den das Blatt in Ziffern wiedergibt. Er lautet in Uebersetzung:

Hamarby, 26. April 1918.

Lieber
Ich hab drei Familien zu versorgen; ich bekomme 300 Kronen monatlich von Guldbendal (dem bekannten Verleger); Ausland hat vor zwei Jahren den Vertrag mit mir gebrochen. Ich habe einen kleinen Jungen, der einen Schaden am linken Auge hat; ich warte darauf, daß ich eine Reise mit ihm nach Kronbheim ermöglichen kann. Ich selbst bin krank. Ich gebe mit dem Gedanken um, mich ein für allemal zu verkaufen, um das tägliche Auskommen zu haben. Mit uns allen ist es gleich schlecht bestellt. Freundlicher Gruß R. S.

In den letzten Jahren ist es ihm besser gegangen. Von „*Ran*“ sind im ganzen 50 000 Exemplare, von „*Segen des Gelbes*“ 96 000 gedruckt worden. Der Nobelpreis kommt spät zu ihm, aber man freut sich, daß er ihn noch erhalten hat.

Das sterbende Wien. Die „*Arbeiterzeitung*“ schreibt: Einige Zeit hindurch ist das seit Jahren andauernde Aussterben Wiens zum Stillstand gekommen. Die Geburtenzahl überwoog von Mitte September bis Ende Oktober die Sterblichkeit, was seit vielen Jahren nicht mehr beobachtet worden war. Man dürfte glauben, daß nun endlich wieder wie in allen anderen Großstädten normale Verhältnisse eintreten und eine Zunahme der Bevölkerung beginnen werde. Leider hat dies seit dem Novemberanfang wieder ein Ende. Die Geburten sanken neuerlich, während die Todesfälle noch anstiegen. Dadurch kehren wir abermals in den alten Zustand zurück, daß die Sterbefälle die Geburten überwiegen. Wir stehen nun mit der verhältnismäßigen Geburtenzahl hinter allen Großstädten, mit der Sterbezahl über allen Großstädten. Nur Budapest hat zum Teil eine noch größere Sterblichkeit als Wien, aber auch wesentlich mehr Geburten, die wie in vielen anderen Großstädten die Sterblichkeit weit überwiegen. Bei uns starben jetzt auf 1000 Einwohner und im Jahr etwa 14 bis 15 Personen, in anderen großen Städten 10 bis 12; auf dieselbe Bevölkerungszahl entfielen bei uns 12 bis 13 Geburten gegen 13 bis 27 in anderen großen Städten. Das Aussterben Wiens setzt sich daher weiter fort; Wien ist immer noch die Stadt des Aussterbens. Die zunehmende Teuerung wird das Wiener Elend weiter verärfen. Sehr groß ist noch immer die Sterblichkeit an Tuberkulose. Etwa jeder fünfte Todesfall ist durch sie veranlaßt. Auch an Herzkrankheiten sterben viele Leute, etwa ein Siebentel bis ein Achtel. Die Geburtenzahlen sind zwar jetzt schon wesentlich höher als in den Kriegsjahren, jedoch noch weit hinter dem Stand vor dem Kriege.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von West u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätflecke

Bilderrätsel



Besuchstarenrätsel

Peter Pan
Ulm

Aus den Buchstaben dieser Besuchstare ist der Beruf des Mannes herzustellen.

Räffel

Der ist überall willkommen,
Dort zur sprödesten Schönen kommen;
Die kann durch ein sanftes Drücken
Harte Liebe hochbeglücken;
Das zu finden ist so schwer:
Mancher trifft's von ungefähr.

Auflösungen der Räffel in der Nummer der 5. Woche

- Räffel:** Mannheim.
- Bilderrätsel:** Schneemann.
- Auflösung:** Der beste Geistes ist, der selbst alle schneidet, sie andern und den Schnitt von keinem andern leidet. Das beste Menschenherz ist aber, das da lüßt Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andere schneidet.
- Silbenräffel:** Amerika.
- Richtige Lösungen gingen ein:** Paul Gläfer, Frau Möbgen, Walter Anorre, Karlsruhe; S. Storch, Erna Vogel, Marie Wunderlich, Durlach; Johann Luit, Berghausen; Fritz Schneider, Ralsch.
- Witz und Humor**
- Verstimm.** Frau Rektor ist gestorben — heute ist Beerdigung. Der trauernde Witwer tritt festlich gekleidet aus der Tür, blickt zum Himmel und murmelt in seinem tiefen Doh: „Das Wetter ist unserem Unternehmen wenig günstig.“
- Humor in Amberaufkäsen.** Columbus stand auf dem Gintertel, bis er das Land entdeckte.
- Am Leiche sah eine Waga und meißt die Kuh, aber im Waiser war es umgekehrt.
- Die Kürassiere sind born mit Blech beschlagen.
- Wenn die Amphibien das Landleben satt haben, geben sie ins Wasser.
- Die Tiere haben einen Instinkt, doch wissen viele nichts damit anzufangen.
- In den heißen Ländern werden auch die zahmsten Tiere wild. Weil sich mein schlimmer Fuß in die Länge zog, konnte ich den Schulausflug nicht mitmachen.
- Wer beim Zubettgehen sein Licht nicht sorgfältig ausblüßt, kann beim Aufstehen erstickt oder gar verbrannt sein.
- Die Musik ist die lauteste Kunst, weil man dabei viel Geräusch hört.
- Die Vernhardinerbunde haben vielen das Leben gerettet, indem sie den Reisenden Pramtwein in die Kefle gossen.
- Wenn man sich mit Wasser wäscht, wird es schwarz.
- Richard Roosmann.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

6. woche Karlsruhe, den 12. Februar 1921 1921

Sehnsucht

Von Otto Julius Bierbaum

Wie eine leise Glocke klingt die Sehnsucht in mir an; weiß nicht, woher, wohin sie singt, weil ich nicht lauschen kann.
Es treibt das Leben mich wild um, dröhnt um mich mit Gebraus, und mächtig wird die Glocke stumm, und leise klingt sie aus.
Sie ist nur für den Feiertag gemacht und viel zu fein, als daß ihr bebebender Schlag drana' in die Kärnlust ein.
Sie ist ein Ton von dorten her, wo alles Feier ist; ich wollte, daß ich dorten wär', wo man den Rärm vergißt.

Der Bahnhof

Von R. G. Gaebler*)

Aus grauem, frühem Dunst trohen die Hallen. Betonmassen wuchsen langgestreckt. Seer ist von Strängen und Weilern, feuchten mattglänzenden Schienen: der Bahnhof. Wie ein schlafendes Tier liegt er in den Schwaden des Nebels, der langsam emporweht. Das Leben liegt noch im Schlaf, Pulsschlag der Arbeit ruht aus, zwei, drei Stunden, müde, in sich zusammengefallen.
Da schrillt erster Schrei: Pfiff einer Lokomotive. Es weht aus dem Grau irgendwoher, Bahnschrei der Arbeit. Durch die hohe Halle kommen wenige Gestalten. Hinter verhängtem Fenster sprüht eine Lampe auf. Schritte klatschen an den hohen Wänden hin: der Tag beginnt.
In den Wartesälen wird es lebendig. Verschlafene räkeln sich auf. Trübe Augen starren dumpf in fahles Grün des Morgens. Mit einem plötzlichen unerwarteten Klattern fährt der erste Zug ein. Kommt aus fernen Landen, ist durch Nacht geraßt. Funken stoben an den Himmel, Präden donnerten, ein Strom wuchs auf, glänzte vorbei, Berge stiegen, Schnee, immer weiter, nach Süden blaue Seen Meere, Olivenhaine, Welt beginnt . . . Blick über zwei blanken Schienen! Nun steht er im ruhigen Bahnhof, die Maschine schnauzt; hinter Fenstern ein paar müde Gesichter; in den Ecken Gestalten. Das pochende Stampfen der Maschine ist wie kurzer Befehl, Auftakt des beginnenden Lebens, und klopft aufreizend in die überdrüssige Stimmung dieses Morgens.
Drüben, Bahnsteig 5, steht ein langer Zug mit offenen Türen; wie eine Reihe Hallen sieht das aus. Der Geizer leht an der Maschine, gleichgültig. Die Maschine atmet ruhig, in gleichmäßigen Zügen, halb im Schlaf noch. An der Sperre steht ein Mann. Plötzlich kam er aus dem Dunkel, stellte sich an seinen Platz, dem Tag überantwortet. Er macht aus ihm eine Maschine, die auf- und zuklappt . . .

*) Aus dem von Oberrevisor Otto Seeß (Karlsruhe) herausgegebenen „Verkehrsboten“ 1921, volkstümlicher Kalender für das gesamte deutsche Verkehrspersonal.

fern irgendwo ist er Mensch, Vater, Lacht und singt; aber nun hat ihn der Wahnsinn der Zivilisation gebadt: der Maschinen-Mensch. Seine Seele ist tot. Nur noch irgendwo, in einer Ecke dämmert Sehnsucht nach Freiheit, Schönheit, Leben. Und mit berebten Rippen spricht einer vor Parlamentsbänken von den radikalen Eisenbahnern und dem Wahnsinn des Achtstundentags . . .

Und dann rattert auf schlechtesten Federn dumpf, lang, trög, der erste Arbeiterzug herein. Türen springen auf; plöblich ist der Bahnsteig schwarz. Eine dunkle Welle wälzt sich gegen den Ausgang. Tiefe Trommel rollt durch Unterführung, Sperre, Halle. Zuweilen ein Lachen, Schrei, Ruf. Ein Schwarm schleppt sich vorwärts. Masse quillt. Zug um Zug fährt an, von Ost, West, Süd, Nord. Die Lörfer der Umgegend weien ihren Ueberfluß an Menschen aus, hinein in die Kiesenäle der Stadt. Hülsen Fabriken, Säle, Bureaus. Das Volk quillt aus den Fugen des Lebens, Wucht der Arbeit dröhnt gegen die Mauern der schlafenden Stadt.

Und der Tag hebt an seinen Taft zu klopfen, acht Stunden lang. Das Arbeitstier ist wieder da und seine schwere Faust greift das Leben auf. Sein Wille stürzt sich wider die Natur und entreißt ihr, was er braucht: Eisen, Feuer, Holz, Kohlen, hämmert und bohrt, schmelzt und glüht, müet gegen alles, was geworden ist, und wird selbst Schöpfer. Die ganze Welt ist ein Rad, das sich pochend dreht in hunderttausend Schwingungen.

Auf der Straße flüht die Elektrische. Wagen um Wagen surrt vom Bahnhof an; wirft Menschen aus. Tor verschlingt sie. An die Schalter drängt es sich. Papiercheine fliegen. Stempelmaschinen klappern. Graue, braune Klärtchen flattern . . . sie sind Geschick, Ausflug, Heimkehr, Abschied, Fahrt zur Viehsten, zum Tode, zur Hochzeit; alles ist Leben, bunt, unerhöflich, laudender Wink und Faustschlag, alles zu gleicher Zeit.

Die Welt ist eine Unruhe geworden, die pendelnd hin und her schwingt. herein, heraus. Stundenlang. Autos fahren an. Blauer Rauch qualmt hinter ihnen her. Männer mit Mappen eilen durch die Halle; rasch; sie haben keine Zeit zu verlieren, ein Termin, eine Sitzung wartet. Die Anhüge rasseln; sausen in die Tiefe, drängen ans Licht, vollbepackt mit Koffern. Die Rollwagen dröhnen über den Asphalt. Zwischen fünf Minuten wird ein Wagen leer, ein Wagen voll: Rhythmus der Arbeit klopft unablässig wider hohe Scheiben. Weidenwärtler stehen in ihren hohen Häusern, die Hand am Sebel. Ihre Hand ist wie eine Maschine, die nie fehlgreifen darf; und ist doch Wille und fühle Bedachtamkeit. Und Griff ist unerhörte Verantwortung für tausend Menschen. Die in den Zügen sitzen, Zeitungen lesen, schwaten, rauchen, schlafen. Und Kilometer rasen an ihnen vorbei.

Abend, Lichter flammen auf. Tausend Lichter; Sternenhimmel ist zwischen die Schienen gefallen. In der dunkeln Höhe grellen hundert kleine Sonnen auf. Werfen ihr Licht darf und bläulich über die neblige Tiefe. Aus der Stadt strömt es zusammen; die langen, schweren Arbeiterzüge fahren herein. Die Halle ist dunkel von Menschen. Schweiß der Arbeit, Ruß, Qualm liegt über der Masse, die sich an der Sperre staut, wie Fluß vor donnernenden Turbinen: Heimkehr! Sie füllen die Wagen; laut müd, froh, verschlossen; Menschen endlich nach acht Stunden Maschinen sein. Ihr Zug trägt sie schleppend, stoßend, mit vielem Haß zwischen Acker und Wiesen, Dorf um Dorf,

Der Bahnhof wird müde, seine Halle sinkt zusammen, ist nur noch toter Raum, in dem das Singen einer Bogenlampe aufleuchtet. In der Wirtschaft klirren Gläser, Kellner eilen. Die Sperre wird kleiner; ist zuletzt nur noch ein Loch, durch das wilde Gäste zu letzten seltenen Augen eilen. Lampen löschen aus. Schalter schließen sich; rasch fällt das Fenster. Ueber dem Boden liegt Staub und Müdigkeit. Der Schaffner, an der Sperre sitzt; seine Hand hängt lässig über das Brett.

Sich hebt die Nacht. Von draußen kommt zuweilen ein Zittern. Ein Zug fährt durch die schlafende Welt. In den Wartsälen kauern sie; eckig zusammengedrückt in dumpfen Schlaf. Und dann erlischt die grüne Sonne oben am Himmel der Halle. Plötzlich kommen die Schatten aus allen Ecken und legen sich breit durch den ganzen Bahnhof.

Blöcklich schreit man auf: der Bahnhof ist ruhig geworden; kein Laut, kein Raufen. Alles ist still. Ruhe. Der Bahnhof schläft. Ein großes Raubtier hat sich hingelegt und schläft, die Ohren halb gehüllt.

Bis der neue Tag kommt, noch mitten in der Nacht. Und aus Grau und frühem Dunst die Hallen trocken und schriller Pfiff. Schweißschrei der Arbeit, den Schlafenden weckt: zu neuem Tag!

Aus Industrie und Technik

Von Ernst Trebesius.

Das elektrische Auge — Luftschiffe für 500 Personen — Der motorlose Seesegel — Leuchtgas aus Braunkohle

Wenn auch die Götter der gewerksmäßigen Einbrecher und Diebe durchaus keine Erfindung unserer Zeit ist, und Schloß und Riegel zur Sicherung des Eigentums schon den Alten wohlbekannte Mechanismen waren, so dürfte es nur wenige Perioden in der Geschichte der Menschheit geben, wo die moralische Fäulnis einen solchen Umfang annahm, wie es jetzt der Fall ist. Dem immer mehr um sich greifenden Verbrechen sind die vorhandenen Sicherheitsorgane nicht gewachsen, und so muß der einzelne sehen, wie er sich vor diesen Anschlägen am besten selbst schützt. Er hat zu diesem Zweck nur nötig, die von der einschlägigen Industrie auf den Markt gebrachten Einrichtungen anzunehmen. An erster Stelle dieser Sicherheits-einrichtungen steht ein Apparat, den man seiner eigenartigen Konstruktion wegen die Bezeichnung „Elektrisches Auge“ gegeben hat. Seine Wirkungsweise beruht im wesentlichen auf der merkwürdigen Eigenschaft des Elements Selen, das unter dem Einfluß des Lichtes seinen Widerstand gegen einen elektrischen Strom bedeutend verringert. In äußerst scharfsinniger Weise hat man diese Eigenschaft schon zu mancherlei Funktionen verwendet, und hofft nunmehr auch der Götter das Handwerk damit sehr zu erleichtern oder völlig unmöglich zu machen. Die meisten Einbrüche werden bekanntlich zur Nachtzeit unternommen. Die Einbrecher müssen daher schon ein wenig Verleumdung haben, um überhaupt „arbeiten“ zu können. Sobald aber nur der geringste Lichtstrahl die empfindliche Seelenzelle trifft, verringert sich ihr elektrischer Widerstand, es wird ein neuer Stromkreis geschlossen, der entweder einen Wecker in Tätigkeit setzt oder gar telephonische Alarmsignale nach dem Amt oder der Polizeiwache gibt. Der Stromkreis des Apparates ist derartig geschaltet, daß auch beim Verschneiden einer oder aller Leitungen, die zum Amt führen, das Alarmzeichen ertönt. Da der Apparat auch jedes entziehende Feuer sofort anzeigt, wirkt er auch zugleich als selbsttätiger Feuermelder.

Wohl konnten uns unsere ehemaligen Gegner auf Grund des Diktatfriedens die Auslieferung sämtlicher vorhandenen Zeppeline zur Pflicht machen, den Unternehmungsgeist unserer Industrie indessen mußten sie uns schon lassen, so sehr man ihn auch durch allerlei Klauseln und Auslegungen des Friedensvertrags zu knebeln versuchte. Wie eine französische Fachzeitschrift meldet, hat sich die Zeppelin-Gesellschaft mit den Vereinigten Staaten, Holland und Schweden, in Verbindung gesetzt, um im Grunde mit diesen Staaten Luftschiffe zu bauen. Und zwar soll es sich dabei um Großluftschiffe von bisher noch nicht erdauten Abmessungen handeln. Soll doch die Tragfähigkeit des neuen Typs rund 60 Tonnen betragen, womit gegen 500 Passagiere die Reise über den Ocean antreten könnten. Liegt eine derartige Größe auch nicht außer dem Bereich der technischen Möglichkeit, so bleibt eine Bestätigung dieser interessanten Meldung gleichwohl abzuwarten.

So glänzend auch die Entwicklung des Flugzeuges innerhalb des letzten Jahrzehnts war, und so vollkommen abgeschlossen auch seine Entwicklung erscheint, so wenig kann daran gezweifel-

felt werden, daß das letzte Wort auf dem Gebiete des Flugwesens noch nicht gesprochen wurde. Genieß können wir uns heute noch nicht vorstellen, wie ein Flugzeug ohne Propeller durch die Luft getrieben werden soll, und dennoch ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser eines Tages tatsächlich verwirklicht wird, um einer neuen Art des Luftverkehrs, bei der die Natur mehr berücksichtigt, ja nachgeahmt wird, Platz zu machen. Nach den Vorschlägen eines Wiener Flugforschers wurden bereits Versuche angestellt, die tatsächlich zu der Hoffnung berechtigen, daß das Flugwesen, welches durch den Krieg gewaltig auf das jetzige tote Geis gebrängt wurde, in neue Bahnen der Weiterentwicklung geleitet zu werden vermag, an deren Endpunkt das Kleinflugzeug als das eigentliche Volksflugzeug wußt.

Da die in den Gasanfällen zur Verfügung stehende Steinkohlenmenge infolge der verringerten Förderleistung unserer Zechen und der monatlichen Abgabe von 2 Millionen Tonnen Steinkohle an die Entente sehr beschränkt ist, wurden verschiedene Versuche mit Braunkohle angestellt, da man hoffte, diesen Brennstoff, dessen Vorkommen nicht verringert würde und dessen Förderung schneller gesteigert werden kann als die der Steinkohle, an Stelle der Steinkohle verwenden zu können. Leider hat sich dabei herausgestellt, daß reine Braunkohle nicht ohne weiteres zur Leuchtgasherstellung verwendet werden kann. Der Braunkohlensatz badt nicht wie der Steinkohlensatz zusammen, sondern er verläßt die Retorte als mehr oder weniger feiner Staub, der beim Entleeren der Retorten heftig aufwirbelt und mit starker Flamme fast explosionsartig verbrennt. Aus diesem Grunde wird man wohl auf die Erzeugung reiner Braunkohlengases verzichten und sich mit der Streckung der vorhandenen Steinkohlenvorräte bescheiden müssen. Bei der Mischung von 3 Teilen Steinkohle und 1 Teil Braunkohle ergab sich ein wenig staubender Koks, doch hing er nach dem Löschen leicht wieder zu glimmen an, wenn er nicht gerade erkauft wurde, wodurch natürlich sein Heizwert verliert. Nur bei sehr niedrigen Braunkohlenspreisen, wenn man auf die Gewinnung von Koks verzichten kann, empfiehlt sich die Vergasung reiner Braunkohle, sonst aber muß man sich damit begnügen, sie als Streckungsmittel zu verwenden.

Neuer „Abel“

Von Richard Nieß

Matthias Fisch, geboren, den 3. 4. 1880 — nach der Verheiratung mit 20000 Mark und der Charfutierstochter Nina Hunewald — Besitzer des Kolonialwarengeschäftes M. Pimplingers Nachfolger.

Matthias Fisch . . . aber so fängt man schließlich seine Geschichte an.

Sondern so: Er war, Ende 1914, ein stämmiger, muskelfort Mann ohne Embonpoint, aber mit einem zierlichen Schmirbärchen ausgestattet. So stand Matthias Fisch, stets lächelnd, hinter dem Ladentische und wickelte Schinken in Viertelpfundportionen zu handlichen Päckchen, während Frau Nina an der Kasse saß und klagend immer wieder die Schublade des Selbstbedieners: „Zahle fünf Mark, wenn der Betrag Ihrer Zahlung nicht sobald hinter der Glascheibe erscheint“ bediente. Abends schüttete man dann das Ergebnis der Tagesarbeit auf ein Nählrett und addierte den gewonnenen Betrag mit den im Schrank verwahrten Geldern zu einer den Bedarf an Zahlungsmitteln niemals erreichenden Summe. Dem Leser möge die Tatsache nicht länger verheimlicht werden, daß Fischs knapp vor der Pleite standen. Dies Dezember 1914.

Da wurde, ein Jahr später, der Eierfabrik „Dottergleich“ erfunden, von Fisch hergestellt, bei Pimplingers Nachf. verkauft und . . . und Fischs umgewandelt das Wetteriff, genannt dann festen Boden unter den Füßen und erklimmen den Baum des Kapitalismus, auf dem sie sich bis ins Millionärsgeckste hochschwangen . . . (wenn das nicht schon gesagt ist . . .). Nun bekam Fischs Stabilität die Rolle der Wohlgenährtheit. Ein Schmerzbüchlein, umspannt von güldener Kette, bewies, daß man was war und was hatte, Diamantringe deuteten auf geschickte Kapitalanlage, und Frau Minas Kröpf wurde von den Bewunderern ihrer erbsengroßen Perlen gern übersehen.

Man war aus der Dreizimmerwohnung ausgezogen, schaffte sich Köchin, Diener, Hausmädchen und Wäscheurin und — auf dringenden Rat dieser Dame — keine Kinder an. Man kaufte sich bei Marius (Werkstätte für Innenarchitektur) eine Einrichtung, lernte, daß alte Bilder manchmal noch wertvoller seien als neugelegene und hielt sich außer dem Grammophon einen Vespa und einen perfekt selbstspielenden Kapellmeister. Die Seifenfrüchte, die liegengelagerte Zimmerzier des früheren Lebens, lagen fortan in Aufsätzen aus edler Silber-

stückerarbeit und nedeln — wie einst Karli und Schurkä, die Evelyn — nun den Exzellenzenot Grämeberg und den Komiker Junger, die Frau Fisch sich für ihre offiziellen und inoffiziellen Tee-Nachmittage hielt.

Fisch war ein gemachter Mann. Er wurde nur zweimal wegen Buhers bestraft und buchte die 1200 Mark unter Geschäftsspesen. Es war ihm nachgewiesen worden, daß er zehn Konten „Dottergleich“, die ihn 683 Mark gelohnt, um 12000 Mark weiterverkauft hatte. Und: Gerechtigkeit mußte sein!

Durch die schlechten Erfahrungen gewarnt, gab Fisch, am Ende der dritten Million, sein Geschäft auf und zog sich in Gierich, Wagenhäuser, Patronentafeln, Zeltbahnen und Pflanzenterrassen zurück, taufte Kriegssatteln, die er im Spätsommer 1918 zu gutem Kurse wieder losließ, legte das freie Kapital in einem Grundstück und, als die Niederlage Deutschlands offenbar wurde, in fremden Devisen an, hatte sein Guthaben in Zürich, Amsterdam und Kopenhagen und lebte in seiner Villa zu München als gemachter Mann. Er unterstützte die schönen Künste weiblichen Geschlechts, meldete sich gern auf Inserate, in denen „ansehende Filmschauspielerinnen Mäzen suchte“ und war mit 5 Mark Jahresbeitrag sogar dem „Künstlerbank“ beigetreten, der sich zur Unterstützung in Not geratener Dichter, Schauspieler und Maler gebildet hatte. — Da er niemals eine Zeitschrift finanziert hat, dürfte, wenn Deutschland durch seine Parlatigkeit ohne allzu große Schädigung hindurchkommt, Herrn Fisch ein ruhiger Lebensnachmittag gelohnt sein.

Heute hat Fisch sich — wenn ich das so schön sagen darf — der Revolution in den „Machen“ geworfen. Finanzminister ist er nur ein paar Wochen gewesen und Kontorsverwalter der „Deeresbestände“ auch nur so lange, wie es ihm unbedingt nötig schien. Sehr getränkt hat ihn die Abschaffung des Adels, denn er hatte ein horrendes Geld in „adeltige Bekanntschaften“ und „Beichte mit der harte polee“ gestiftet. Nach Deutschland Ernst und beginnt die „Enteignung“ im großen Maßstabe — dann wird Herr Fisch seinem undankbaren Vaterlande den Rücken kehren und in fremdem Lande leben, auf gutem Nährboden seßhaft, in einer Stadt, in der er, ohne erörtern zu müssen, wenn er an Deutschland denkt, das Wort — „Schieber“ aussprechen darf. . . .

Für unsere Frauen

Paragraph 218

Stütze von F. Haupt

Der Arzt hatte seine Untersuchung beendet. Es war still im Sprechzimmer. Das milchige, weiße Licht der Deckenampel schwamm in der Luft wie ein schwüler, trüger Ballen. Wenigstens füllte sich die junge Frau bedrückt, erfüllt von heiserer, weher Bangigkeit. Einmal Derartige mußte ihr Gesicht spiegeln; denn der Arzt legte in seine Worte schonenden, tröstenden Klang:

„Sie sind gesund, für die heutigen Ernährungsverhältnisse sogar gut imlande. Es geht mit Ihnen vor, was normalerweise mit jeder einige Monate verheirateten Frau vorgeht . . .“

„Ein Kind?“

Den Schrei, der nichts von Mutterglück in sich hatte, den Schrei der Angst vor dem neuen Wesen, das ernährt sein wollte, kannte der Arzt. Und doch tat er ihm immer wieder weh. Er hatte sich abgewandt, aber er spürte die angstvollen, beunruhigenden Augen der werdenden Mutter.

Ihr Mann ist ja Beamter, hat eine feste Stellung. Denken Sie nur, wieviel schwerer es die Frauen der Arbeitslosen haben, die ein Kind anstragen müssen.“

„Beamter! Ich bin in keiner Kasse. Das Gehalt reicht sowieso nicht. Unser bißchen Vermögen ist bei Anschaffung der Möbel alle geworden, und trotzdem haben wir noch abzugeben.“

„Wünschen Sie sich nicht einen Stammbalter? So ein kleines, eigenes Wesen ist doch etwas Schönes.“

Er wagte nicht, sie anzusehen; Sohn und nichtsagender der Möbel alle geworden, und trotzdem haben wir noch abzugeben!

„Freuen? Ich möchte ja so gern ein Kind haben — gewaltigames Zurückfallen, wie das von Händen vor dem Greifen nach etwas Verbotenem, aber alle Sinne reigenden in ihrer Stimme —, aber wir können ja nicht. Wir werden ja selbst kaum faul! Und kommen immer tiefer in Schulden.“

Was darauf erwidern? Mühte man der Frau, die mit Freuden ein Kind in ein nur einigermaßen auskömmliches Leben gebären würde, nicht helfen?

Die Frau bettete, sie: „Herr Doktor, nehmen Sie mit das Kind ab! Es kann ja nicht leben! Ich muß es ja in Lumpen wickeln! Es verhungert ja!“

Der Arzt unterdrückte ein Stöhnen. Wieviel Frauen hatte er mit ihrer Last, mit derselben Qual schon gehen lassen müssen! Wie viele, deren Kinder nun dahinfielen, unterernährt, ein dumpfes, notgedrängtes Leben! Vielleicht — ein Hoffnungsstrahl: „Sie haben einen starken Herzfehler? Ihre Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab?“

„Herr Doktor, ich bin immer gesund gewesen.“

Sie verstand ihn nicht, fürchtete irgend eine weitere, furchtbare Entdeckung. In ihm wühlte es, wurde hart. Auch dann ja nicht.

Beitend sie: „Herr Doktor, helfen Sie mir . . .“

„Das darf ich nicht; ich bringe uns beide ins Zuchthaus. Vielleicht nimmt Sie noch schnell eine Kasse auf. Oder haben Sie nicht Verwandte, die vermögend sind?“

Sie schüttelte summr den Kopf, nestelte mit bebenden Fingern ihre Kleider zurecht.

Ihm war, als stände er am Bette eines Kranken, dem er nicht helfen konnte. Sein gesunder Verstand, sein Arztgewissen aber empvort sich dagegen. Er konnte ja helfen. Doch nein — die Paragrafen.

„Ich kann — darf nicht. Sie sind nicht die erste. Es sind schwere Zeiten, gewiß; aber das Gesetz verbietet es. Sie können in das Zuchthaus und ich mit Ihnen.“

„Es erfährt ja niemand.“

Er schwieg. Er dachte daran, daß er vor drei, vier Jahren eine solche Zusage als ehrenrührig zurückgewiesen hätte. Heute wiederholte er nur leise:

„Ich darf Ihnen nicht helfen.“

Schweigen. Dann ging sie. Ihre scheuen Augen, ein bitterer Zug um ihren Mund sagten ihm, daß sie irgend einer schmerzigen Frau sich anvertrauen würde. Vielleicht kam sie dann in einigen Monaten mit krankem Leib wieder.

Die Tür fiel ins Schloß. Er schloß sie zusammen. Im Ohr tönten ihm Worte, die er als Sachverständiger in einer Gerichtskaal gehört hatte:

„Die heiligste sittliche Pflicht, die Pflicht der Mutterhaft, hat die Angeklagte verletzt . . .“

Er sah das vornehme, strenge Gesicht des Staatsanwalts vor sich, die sorgfältig rasierte Haut, die wohlgepflegten Hände, die sich kampfbereit auf das aufgeschlagene Gesetzbuch legten —

Ihm war es, als schwänge sich ein unbarmherziges, brutales Schwert, das unzählige Frauenleben vernichtete —

Er wusch sich die Hände, stampfhaft, zornig. Ihm ekelte.

Das Heiligste

Wenn zwei sich ineinander still versenken, Nicht durch ein schändes Feuer aufgewiegelt, Nein, keusch in Liebe, die die Unschuld spiegelt, Und schamhaft stierend, während sie sich tranken; Dann müssen beide Welten sich verschränken. Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt, Und aus dem Schöpfungsborn, im Ich versiegelt, Springt eine Welle, die die Sterne lenkt.

Was in dem Geist des Mannes, umgestaltet, Und in der Brust des Weibes, kaum empfunden, Als Schönstes dämmerte, das muß sich mischen.

Gott aber tut, die eben sich entfaltet, Die lichten Wälder seiner jüngsten Stunde Singt, die unverbörperten und frischen.

Friedrich Heibel.

Aus Welt und Wissen

Sechundsjaß aus den Lüften. Eine der nächsten Errungenschaften des Flugportes wird, wie der „Zeitschrift für Naturwissenschaft“ (Verlag S. Hermann u. Co., Berlin) aus London geschrieben wird, die Sechundsjaß aus den Lüften sein. Zu diesem Zwecke soll ein Luftschiff von dem unter dem Namen „Blimp“ bekannten Typus an der Küste von Neuundland stationiert werden und sich bereithalten, über das Nordatlantische Meer zu fliegen und auf drahtlosem Wege den Standort von Sechundsjaß herden auf den großen Wästen der südwärts treibenden Eisfjorden zu melden. Die jungen Sechunde sind es, denen hier hauptsächlich die Jagd gilt, weil sie wegen ihres überaus fetten und ihrer Haut einen hohen Wert darstellen. Zu Tausenden wandern